

# Wirtschaftssoziologie und Wirtschaftstheorie

Von

Werner Ziegenfuß, Berlin

Man sagt, daß Nationalökonomien, die die wissenschaftliche Problematik der Wirtschaft gründlich verstehen, in ihrem persönlichen Gebahren nicht selten etwas unwirtschaftlich erscheinen. Ebenso kann man feststellen, daß eine gewisse Gestörtheit der gewohnheitsmäßigen sozialen Kontakte nicht nur im individuellen Dasein, sondern ebenso im Zusammenleben der Gesamtheit gerade erst dazu führt, daß die Formen und Zusammenhänge der gesellschaftlichen Existenz als wissenschaftliches Problem allgemeiner eingesehen werden. Für das persönliche Schicksal liegt freilich in beiden Situationen ein bedeutsamer Unterschied. Wirtschaftliche Entscheidungen, Maßnahmen und Verhaltensweisen betreffen unmittelbar oder mittelbar dingliche Gegebenheiten. Von diesen sich zu entlasten, ist möglich, indem man andere beauftragt, sich mit ihnen zu befassen. Die reiche Witwe hat ihren Vermögensverwalter. Der Professor der Nationalökonomie läßt seine Hausfrau oder seine Angestellte wirtschaften. Der Theaterintendant überläßt die wirtschaftlichen Sorgen seinem kaufmännischen Direktor. Dagegen kann die gesellschaftliche Fraglichkeit der eigenen Existenz weder vom einzelnen noch von Gruppen auf andere abgewälzt werden. Zwar kann man sie von sich schieben wollen, indem man als Einsiedler lebt, als Anachoret oder indem man sich in einer „Bohème“ absondert, die keinerlei Beziehungen als verbindlich gelten läßt, oder indem man sich Zwangsorganisationen ausliefert, die, wie etwa das Militär, den einzelnen isolieren, indem sie starre Normen und Umgangsformen an die Stelle der gemeinschaftlichen Entscheidungen und der persönlichen Begegnungsweisen setzen. Jedoch bleibt der einzelne auch dann noch selbst in den Zusammenhang hinein gebunden. Der russische Großfürst früherer Zeiten kann sich ökonomisch von seinem Besitz soweit lösen, daß er sich nur noch den Ertrag seiner Güter in der gewünschten Währung nach Paris senden läßt. Der Gelehrte kann sich seinen Forschungen im Laboratorium widmen, ohne sich um die Mitwelt zu kümmern, sofern nur die Rockefeller-Stiftung oder irgendeine andere Institution seine Arbeit finanziert. Der Regisseur kann nach freiestem Belieben inszenieren, wenn nur die Subventionen für das Theater nicht ausbleiben. Aber dem Einsiedler kann seine Einsamkeit als eigentüm-

liche Form gesellschaftlicher Existenz nicht abgenommen werden. In seiner gesellschaftlichen Haltung ist auch der für sich lebende Künstler im Atelier innerlich festgelegt, selbst dann, wenn diese sich im Gegensatz sieht zu der gesamten Mitwelt. Er kann kein einziges Werk schaffen, das nicht einen inneren Bezug zur umgebenden Gesellschaft hätte, von der er sich wirtschaftlich vielleicht durch ein Stipendium formell unabhängig gemacht weiß. Selbst der Angehörige einer Besatzungsmacht mit unterstem Dienstrang, dem alle wirtschaftlichen Sorgen abgenommen sind, steht bei jeder Begegnung mit „Zivilisten“ und in allem Verhalten zur Umwelt in bestimmten Beziehungen zu seiner gesellschaftlichen Wirklichkeit. Diese hat er in jedem Moment in ihrer besonderen Äußerungsweise persönlich zu verantworten, auch wenn ihm generell noch so genaue Vorschriften gegeben sind.

Die ökonomischen Existenzgrundlagen und Verflechtungen, Probleme und Entscheidungen können also in einem Sachzusammenhang gegenständlich gedacht werden, der es erlaubt, von ihrer unmittelbaren Einwirkung auf das persönliche Dasein zu abstrahieren und praktisch andere Personen mit ihrer Wahrnehmung zu betrauen. Gesellschaftliche Gegebenheiten und Zusammenhänge, Probleme und Entscheidungen dagegen bleiben immer Inhalt des persönlichen Eigenlebens. Sie charakterisieren dieses auch in seiner individuellen Struktur selbst dann, wenn der einzelne sich von der Mitwelt so sehr als möglich äußerlich freimachen will. Darin liegt ein erster Ansatz für das Verständnis der Verschiedenheit von Wirtschaftswissenschaft und Soziologie. Die Wirtschaftswissenschaft strebt der Eigentümlichkeit ihres Gegenstandes entsprechend danach, einen wirtschaftlichen Sachzusammenhang unabhängig von dem individuellen Leben des Menschen zu erkennen. Die Soziologie erfüllt ihre Aufgabe um so besser, je mehr es ihr gelingt, die gesellschaftlichen Formen gerade des persönlichen Lebens und die inneren Zusammenhänge der gesellschaftlichen Gesamtstrukturen mit der individuellen Existenz aus dem menschlichen Dasein heraus verständlich zu machen. Über die Besonderheit beider Wissensformen und die an dieser orientierte Eigentümlichkeit der Richtungen des Forschens kann also kein Zweifel bestehen.

Ebenso zwingend aber wird am Forschungsgegenstand beider Wissenschaften ihre enge Beziehung zueinander sichtbar. Denn ob ein vermögender Mann sein Geld in Aktien anlegen, ob er es einem Unternehmer anvertrauen oder ob er es auf die Sparkasse tragen will, kann er nicht entscheiden, ohne zugleich und dadurch eine bestimmte soziale Gesinnung auszudrücken und oft weittragende gesellschaftliche Wirkungen hervorzurufen. Das gesamte Wirtschaftsleben in allen seinen scheinbar rein sachlichen Prozessen existiert nur im unendlich differenzierten Fortgang derartiger geistig-

gesellschaftlich bedingter und relevanter und ebenso gesellschaftsformender Entschlüsse und Handlungen. Es ist dadurch eine wesentliche Seite des Gesellschaftslebens selbst. Der Versuch etwa, sich durch eine möglichst unabhängige, selbständige und herrschaftliche Position im Wirtschaftsleben von sozialen Bindungen, Verpflichtungen und Einwirkungen im einzelnen möglichst freizumachen, wie er neben anderen Zügen ein Grundmotiv des modernen Erwerbslebens ist, erscheint im Gesamtzusammenhang des gesellschaftlichen Daseins recht schicksalsbestimmend, indem er mitwirkt am Heranbilden von Klassen. Andererseits sind selbst der Einsiedlermönch, der sich einmauern läßt, und der romantische Dichter, der alle Bindungen des Zusammenlebens opfert, wie der politische Anarchist, der sie gewaltsam zerstören will, der Philosoph des „Existentialismus“, der sich intellektuell und vielleicht gar praktisch an nichts binden will als an seine individuelle Entscheidung, und vollends der auf seine persönlichste Idee versessene Erfinder ständig darauf angewiesen, daß ihre wenn auch noch so geringen individuellen Bedürfnisse im Zusammenhang der gesellschaftlichen Formen der Bedarfsdeckung mit befriedigt werden und daß aus dem unübersehbaren und in hohem Maße vom Einzelmenschen abgelösten Wirtschaftsapparat der modernen Wirklichkeit wenigstens das Notwendigste für sie mit abfällt. Die gesellschaftliche Relevanz aller ökonomischen Maßnahmen und die Abhängigkeit jeder Form des gesellschaftlichen Daseins von wirtschaftlichen Vorbedingungen bedeuten, daß im Wirtschaftsleben als gesellschaftlicher Wirklichkeit ein Zusammenhang des Sozialen und des Ökonomischen begründet liegt, der in dem Denken der Soziologie und der Wirtschaftswissenschaft methodisch und begrifflich zum Ausdruck kommen muß. Das Wirtschaften und die Wirtschaft können als lebendiges Dasein nur verstanden werden, indem man von ihren gesellschaftlich-geistigen Voraussetzungen, Zusammenhängen und Erscheinungsweisen ausgeht. Das gesellschaftliche Leben des Menschen ist andererseits in seinen existentiellen Voraussetzungen, in den „materiellen“ Notwendigkeiten, denen es unterliegt und in wesentlichen Motiven und Formen seiner Erscheinung nur zu begreifen, wenn man es auf die Sachzusammenhänge bezieht, die die Wirtschaftswissenschaft erfaßt.

Daraus ergibt sich als erstes für beide Richtungen der wissenschaftlichen Arbeit die Notwendigkeit, gebend und nehmend so eng als möglich zusammenzuarbeiten. So sehr beide ihre umfassenden Aufgabengebiete für sich haben, die sie beispielsweise als theoretische Soziologie und als Wirtschaftstheorie und Wirtschaftsgeschichte allein und in eigener Verantwortung bearbeiten, so zeigt sich die Fruchtbarkeit ihrer Erkenntnisse auch aus diesen Forschungszweigen doch dort besonders eindringlich, wo sie sich einander nähern und als Wirtschafts-

soziologie verstehend und begreifend in der Verbindung ihrer Erkenntnisse weit besser als je für sich fähig werden, die konkreten, namentlich in unserer Zeit vorwiegend ökonomisch-gesellschaftlichen Erscheinungen des Lebens zu deuten.

Zuweilen freilich glaubt die Soziologie, sich isoliert und ohne Rücksicht auf die allseitige „natürliche“ und „materielle“ Bedingtheit des Daseins ans Werk machen zu können. Dann ist es kaum zu vermeiden, daß sie am Ende die gesellschaftlichen Zusammenhänge isoliert für sich dogmatisiert und als angeblich „organische“ Gesetzmäßigkeiten, als „Entwicklungsgesetze“ oder gar im darwinistischen Sinn als Formen des „Kampfes ums Dasein“ zu Dogmen erhebt, um dann die wirtschaftlichen Vorgänge von ihnen aus erklären zu wollen. So entsteht dann der vielberufene „Soziologismus“, der alles Leben von kollektiven Zwangsläufigkeiten her oder als Ausdruck eines vorgeblichen eigenen „Lebensdranges“ der „Gruppen“ erklären und ein selbständig handelndes Eigenwesen des Menschen überhaupt nicht mehr kennen will.

Von dieser „soziologistischen“ Denkweise aus ist es dann nur noch ein kleiner Schritt, bis aktuelle politische Mächte mit positivem oder negativem Werturteil einzelne Motive des konstruierten Gesellschaftsgefüges in „konservativen“, sogenannten „organischen“ Auffassungen oder in „fortschrittlichen“, sei es individualistisch-liberalen oder kollektivistisch-revolutionären Theoremen gewaltsam zu Leitformen auch der Wirtschaft dogmatisieren. So werden dann mit angeblicher Soziologie die „Freiheit des Handels“ oder die genossenschaftliche Kooperation, die staatliche Kollektivplanung oder die nach dem Schema einer Geschichtsdiagnostik eigengesetzliche Entwicklung der Industrieproduktion „wissenschaftlich“ propagiert. Von diesem Soziologismus zur Herrschaft des parteipolitischen Dogmas führt ein gerader und kurzer Weg. Nicht immer bezeigt die Wissenschaft die Neigung, sich darüber Rechenschaft abzulegen, was es bedeutet, wenn sie diesen Weg betritt oder sich auf ihn drängen läßt. Im Gegensatz zu dieser Nachlässigkeit erscheint es als eine dringliche Aufgabe, innerhalb des wissenschaftlichen Denkbereichs die Gründe aufzudecken, die einer äußerlichen und oberflächlichen Politisierung entgegenkommen und die die soziologische Forschung in miteinander unvereinbar scheinende gegensätzliche Lager trennen. Dabei rückt die Wirtschaftssoziologie in den Mittelpunkt, denn es sind vorwiegend wirtschaftliche Interessengegensätze, die das Zusammenleben in der modernen Zeit gefährden, indem einander widerstreitende wirtschaftliche Positionen vorwiegend dahin streben, ihre in begrenztem Umfang sachlich berechtigten Absichten mit allgemeinen gesellschaftlichen Notwendigkeiten gleichzusetzen, sofern sie sich nicht durch nur demagogisch wirksame Leitbilder von einem anderen, besseren Zusammenleben mit Hilfe wissenschaftlich scheinender Theoreme

maskieren. Soziologische Dogmen gewinnen darum so leicht Einfluß im wirtschaftlichen Denken, weil dieses jeden einzelnen immer wieder auf die sozialen Spannungen hinweist, während diese in der sachlichen Kulturarbeit und in seinen gewöhnlichsten Alltagserfahrungen leichter vergessen werden können und selbst in der Politik die Routine des Geschäftsganges einmal geschaffener Institutionen die gesellschaftliche Fragwürdigkeit überspielen kann oder gar bewußt danach strebt, sie aus dem Blick zu rücken. Es gibt keine einzige wirtschaftliche Handlung, vom täglichen Einkauf für den Haushalt bis zum Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Staaten, die nicht unmittelbar zugleich von wirksamer Bedeutung wäre für die Formung des Zusammenlebens, wenn auch für das Bewußtsein der Menschen, die sie vollziehen, in der Regel nur eine Disposition über „materielle“ Gegebenheiten begrifflich erscheint.

Es kann nicht geleugnet werden, daß einstweilen noch die „materielle“ Seite der wirtschaftlichen Verflechtungen der Schicksale im Alltag wie in der Theorie im allgemeinen stärker beachtet wird als die soziale. Erzeugung, Verteilung und Verbrauch von Wirtschaftsgütern stehen im Vordergrund des Interesses, während die gesellschaftlichen Formen, Voraussetzungen und Wirkungen der Disposition über „materielle“ Güter und Leistungen höchstens Gegenstand der „politischen“ Erwägung sind. So herrscht leicht ein „ökonomischer Materialismus“ vor, der nicht minder einseitig ist als der Soziologismus und dessen eminente soziale Bedeutung mit ihren oft weitgreifenden praktischen Folgen um so bedenklicher werden kann, je weniger man sie beachtet. Er herrscht unbedingt, wenn es ihm gelingt, die Wirtschaftsplanung zu einer statistisch fundierten Disposition über Güter und Produktionsprozesse ohne ein Leitbild von den dadurch notwendigerweise mit erwirkten gesellschaftlichen Folgen zu machen, und das Denken der Wirtschaft wird dann erst in Krisenzeiten wieder dazu gezwungen, sich auf die unlösbare Verbundenheit des „Materiellen“ mit dem Persönlichen zu besinnen. Zeiten einer nahezu unbegrenzten Herrschaft des Staates und besonders Zwangsmaßnahmen in Kriegen geben leicht das Schicksal der Wirtschaft einer rein rechenmäßigen Verfügung über „materielle“ Güter in die Hand, so daß der Mensch nurmehr als ausführendes Organ und als Objekt einer anscheinend absoluten überwirtschaftlichen Macht erscheint. Sobald aber die rational entwickelten Apparaturen zerbrochen sind oder aufgelöst werden, wird auch das wirtschaftliche Arbeiten wieder als persönlich-gesellschaftliche Wirklichkeit bewußt. Solange der Mensch seine Idealform darin sehen muß, daß er im Gleichschritt marschiert und daß er ohne Rücksicht auf die lebendige Eigenwilligkeit seines Organismus fast wie ein eiserner Roboter jedem Befehl folgt, kommt ihm das Widersinnige

einer rein befehlsmäßigen Ordnung kaum zum Bewußtsein. Ist er aber seiner eigenen freien Entscheidung wieder zurückgegeben, dann spürt er die Schäden, die er davongetragen hat. Sind ihm gar die Knochen im Leibe zerbrochen worden, dann empfindet er die Willkür einer abstrakten Verfügung über das Lebendige desto schmerzlicher. Ohne Gleichnis gesprochen: Im Kriege mag eine „materiell“ geplante Wirtschaft, für die, gleichgültig woher und um welchen Preis, alles „Menschenmaterial“ gewaltsam „bereitgestellt“ wird, eine Zeitlang funktionieren. Löst sich der Zwang und zerbricht das Gefüge der Gewalten, dann zeigt sich die Zerstörung der sozialen Existenz auf erschreckende Weise. Eine „Demontage“ in der verbliebenen Produktionswelt erweist vollends, vom Schicksal des Arbeiters bis zu dem der Volksgesamtheit, allzu empfindlich die Bedeutung auch des „Materiellen“ für die Kooperation der Personen, in der das Leben der Wirtschaft besteht.

An einer solchen Erfahrung wird die grundlegende Bedeutung des soziologischen Begriffs der Person sichtbar, der ein anderer ist als der biologische, der psychologische und der ethische. Er ist insbesondere zu unterscheiden von dem Begriff der Individualität. Eine solche ist jedes menschliche Lebewesen, unabhängig von seiner Einordnung in einen gesellschaftlichen Gestaltungszusammenhang des Zusammenlebens und von der Bewertung, die ihm innerhalb der Gesellschaft zuteil wird. Verweigert der einzelne den ihn verpflichtenden Eintritt in die Gesellschaftsordnung, so wird er daher kurzweg als ein „Individuum“ bezeichnet, womöglich als ein „zweifelhaftes“. Macht sich der Mensch innerhalb des gesellschaftlichen Lebens individuell mißliebig so kann er sogar als Person von daher einen sozial negativen Charakter gewinnen. Man spricht dann von einer „Person“ schlechthin, etwa im Sinne einer „unverschämten“. Daran zeigt sich, daß es zum Wesen des soziologischen Personbegriffs gehört, freiwillig im wertmäßig positiven Sinn innerhalb eines verpflichtenden gesellschaftlichen Lebenszusammenhangs wirksam zu sein. Ein solches Verhalten wiederum setzt voraus, daß überindividuelle Zwecke anerkannt werden, und das Handeln der Person gewinnt nur, sofern es diese verwirklichen hilft, einen gesellschaftlichen Sinn und erfüllt so den Charakter einer Leistung. Diese drei Momente sind konstitutiv für den soziologischen Personbegriff. Keines von ihnen darf in der Wirklichkeit fehlen, und jedes ist für sich allein soziologisch unselbständig.

Im Unterschied zur bloßen Individualität erscheint die Person gesellschaftlich faßbar innerhalb sachlich sinnhafter Lebenszusammenhänge, etwa als Erzieher oder Richter, als Künstler oder Politiker. Ebenso ist in der Wirtschaft die Person die eigentliche, niemals wegzudenkende schöpferische Mitte, aus der alles wirtschaftliche Tun ent-

springt und auf die es in seinen Folgen zurückwirkt. Der Mensch ist wirtschaftende Person beispielsweise als Hausfrau und als Kaufmann, als Arbeiter und als Unternehmer, als Techniker und als Verwaltungsbeamter. Es wäre eine lebensferne Utopie, wollte man meinen, man könne diese oder andere persönlichen Formen des Wirtschaftsmenschen ersetzen durch die abstrakte Figur eines rein „ökonomischen“ Menschen. Ein solcher würde sich außerhalb des verpflichtenden Lebenszusammenhanges wissen, innerhalb dessen alle Beziehungen aufeinander verweisen. Es wäre nicht an ethisch richtungweisende Ziele gebunden, sondern könnte, seiner abstrakten ökonomischen Reflexion folgend, die sinnwidrigsten Zwecke innerhalb seines Wirkungsbereichs mit der gleichen Konsequenz verwirklichen, wie eine Walzpresse den Arm des Arbeiters nicht minder gründlich zerquetscht, als sie das glühende Metall zum Blech ausrollt. So kann man bei einem abstrakt ökonomischen Verhalten auch nicht von Leistung sprechen, sondern allenfalls von Verrichtung. Jeder Versuch, die Person im soziologischen Sinn durch eine Konfiguration einseitig zweckvollen Handelns zu ersetzen, führt zur Eigenmächtigkeit der nur im Dienst dieses Handelns sinnvollen speziellen Techniken und endet konkret bei dem Funktionär, dessen Wesen es ist, jeden ihm gesetzten Zweck unpersönlich und ohne Rücksicht auf seine konkreten Folgen nach lediglich technischen Gesichtspunkten gleichförmig zu verwirklichen. Daß im übrigen die Technik im engeren Sinn der Produktionstechnik den Begriff der Leistung nach Maßgabe rein natürlicher Gesetzmäßigkeiten seines personhaften Sinnes entledigt, ist ihr methodisches Recht. Dies darf aber keineswegs dazu verführen, nunmehr die Menschenwelt gleichsam rückwirkend einem solchen Sachbegriff zu unterwerfen. Damit würde der gesellschaftliche Wertcharakter auch der Arbeit im Produktionszusammenhang radikal aufgehoben. Das gleiche gilt, wenn dieser nur vom ökonomischen Wert des Arbeitsproduktes abgeleitet wird, auch wenn dieser aus aufgewandter „gesellschaftlich notwendiger Arbeitszeit“ errechnet werden soll. Solange überhaupt das wirtschaftliche Schaffen und Arbeiten einen, wie man zu sagen pflegt, menschenwürdigen Charakter haben soll, besteht dieser darin, daß die menschliche Person jederzeit und über alle Gleichförmigkeiten der errechneten Prozesse hinweg im Sinn übermaterieller Ziele ihr Werk aus selbständiger Entscheidung und in eigener Verantwortung vollbringt. Das gilt für die Hausfrau, die beim Krämer ihre Ware auswählt, wie für den Kaufmann bei seiner Preisbestimmung, für den Arbeiter, der seinen Werkstoff prüft und sein Arbeitsverfahren verbessert, wie für den Unternehmer, der überlegt, ob eine Erfindung verwirklicht werden soll.

In diesem Zusammenhang zeigt sich die wirtschaftlich-soziale Problematik der modernen Zeit auf die eindringlichste Weise in der Frage

nach dem Sinn, ja der Möglichkeit des Berufs und der gesellschaftlichen Ordnung der beruflichen Mannigfaltigkeit. Kann auch nur die größere Anzahl der verschiedenen Arbeitsverrichtungen in einer weitgehend „mechanisierten“ Arbeitswelt als Beruf im vollen Sinn erlebt werden? Oder ist die „materielle“ Seite der Produktion und des Erwerbslebens endgültig Herr geworden über die soziale Funktion im gemeinsamen Leben? Ist die Erwerbchance vielleicht schon allein entscheidend für Berufswahl und Arbeitsinteresse? Sollen weiterhin innerhalb der Gesamtheit die Sachgliederung der Verrichtungen und der Schematismus einer an Einkommensstufen und rein technischen Eigentümlichkeiten orientierten Statistik die einzige, nur noch abstrakt-intellektuelle Ordnung sein, in der die Wirtschaft sich als soziale Wirklichkeit von den Menschen her darstellt? Hier liegt eine Kernfrage, die zu studieren für Wirtschaftswissenschaft wie Soziologie gleich wichtig ist. Sie muß in Zusammenarbeit gelöst werden, wenn die Wirtschaft als gesellschaftliches Leben zu ihrem Recht kommen und nicht die soziale Problematik von einer eigenmächtigen „materiellen“ Entwicklung beiseite geschoben werden soll, so daß am Ende die „soziale Frage“ zum Steckenpferd fruchtloser, weil im Grunde vorweg durch die Praxis entschiedener Debatten und schließlich zu einer Angelegenheit irgendwelcher Formen der Wohltätigkeit wird. Man darf sagen, daß diese „soziale Frage“ nur einen negativen Charakter hat, denn sie gilt den Personen, deren Lebensschicksal durch einen sich unabhängig vom menschlichen Willen vollziehenden Prozeß der gesellschaftlichen Produktion unabänderlich zerstört wird. Sie bringt auf eine hoffnungslos scheinende Weise zum Ausdruck, wie gefährlich es ist, wenn die Wirtschaft sich nur als sachlichen Wirkungszusammenhang sehen will und wenn sie sich dabei nicht immer wieder auf die entscheidende Bedeutung und vorweg schicksalsbestimmende Funktion der gesellschaftlichen Ordnung des Daseins besinnt und an deren übergreifenden Zielen orientiert. Mit dieser Frage hängt eng zusammen das Problem einer praktischen Organisation der Betriebe und der gesellschaftlichen Kooperation überhaupt, die eine nur von der Spezialisierung der sachlichen Verrichtungen bestimmte Gliederung des Arbeitszusammenhangs und den entsprechenden Einsatz der Personen ergänzt, wenn nicht überformt durch eine persönlich bedingte und gestaltete Werkverbundenheit.

Durch ein Wahren des prinzipiell personhaften Charakters der wirtschaftlichen und technischen Arbeit im individuellen Berufschicksal wie in der betrieblichen und organisatorischen Ordnung kann allein auf die Dauer ein sinnvoller Einklang des Lebens mit den „materiellen“ Prozessen, der Ziele eines menschenwerten Zusammenlebens mit der Entwicklung des dinglichen Apparates unserer Existenz er-



halten bleiben. Der negative Beweis liegt hierfür in den Fällen, in denen dieser Einklang gestört ist durch ein Verkennen oder Überschätzen der Bedeutung jener unpersönlichen Gegebenheiten und Zusammenhänge, die der Gegenstand der Wirtschaftswissenschaft im engeren Sinn sind. Unterschätzt wird das Gewicht der „materiellen“ Seite des Wirtschaftlichen gegenüber der persönlichen immer dann, wenn der Mensch die Wirtschaft allein nach dem ihm vor Augen stehenden Modell einer „besseren“ Gesellschaft gestalten will, sei es in einer christlichen, einer kommunistischen oder selbst einer genossenschaftlichen Form. Soziale Utopien korrigieren sich indessen in der Praxis, wenn auch oft unter Opfern, zwangsläufig recht schnell. Betriebswirtschaftliche Rentabilität und Handelsbilanz stecken jedem Ideal einer gesellschaftlich noch so wünschenswerten Produktion für „höhere“ Bedarfe und einer entsprechenden wünschenswerten Steigerung des Verbrauchs unerbittlich feste Grenzen. Hier hat die „materielle“ Seite der Wirtschaft das erste und das letzte Wort. Entsprechend hat die Soziologie von der Wirtschaftswissenschaft zu lernen.

Bedenklicher ist es, wenn die persönliche Seite des Wirkens und Schaffens in der Wirtschaft zurückgedrängt wird zugunsten der Herrschaft der materiellen Gegebenheiten und Zwecke. In merkwürdiger Verkennung dessen, was allein ein menschliches Leben sinnvoll und würdig seiner selbst machen kann, hat die moderne, sich so gern mit „humanistischen“ Idealen schmückende Zeit die Depersonalisation geradezu zum Ideal erhoben. Von Betrachtern der Technik, die außerhalb ihres schöpferischen Wirkungskreises stehen, wird diese dann teils als Hilfsmittel für möglichste „Ausschaltung“ der Person unter dem Leitwort der „Rationalisierung“ proklamiert, teils wird sie um einer angeblich zwangsläufigen entpersönlichenden Wirkung willen geschmäht. Das eine ist grundsätzlich ebenso willkürlich wie das andere falsch. In der aktuellen Gegenwart sehen wir freilich Weltmächte am Werk, die die „materiellen“ Prozesse im Dienst überpersönlicher Interessen sich so selbständig entfalten lassen und allenfalls „steuern“, daß sie von der gestaltenden Einwirkung der Personen nahezu unabhängig werden. Auch sonst wird zuweilen das Vorurteil genährt, es dürfe der Mensch der „Entwicklung der Technik“, ganz gleichgültig, was bei dieser schließlich herauskommt, selbst dann nicht Widerstand leisten, wenn deren Produkte kaum noch für den Dienst am Leben, desto sicherer aber für seine Vernichtung verwendbar sind. Es ist der „Kapitalismus“, der mit der Kapitulation des personhaft gesellschaftlichen Lebens und der von ihm getragenen betrieblichen Formen vor der abstrakten Verstandesgesetzlichkeit der „materiellen“ Wirtschaftsmächte begonnen hat, indem die Menschen in weitem Umfang zur „Arbeitskraft“ im Dienst des eigenen und fremden Erwerbs depersonalisiert wurden. Sein

legitimer Erbe und Vollender ist jedes System, das eine scheinbare Eigendynamik der „Produktionskräfte“ zum Herrn der Arbeit macht und den Einzelmenschen nur als Instrument einer fortgesetzten Steigerung des „materiellen“ Arbeitsertrages gelten läßt. Hier wie dort erwachsen gespensterhaft und doch höchst real materielle Apparaturen innerhalb des sozialen Daseins, die diesem alle persönliche Eigenlebendigkeit vampyrhaft absaugen, so daß am Ende Mittel und Zweck, Instrument und Absicht verwechselt erscheinen. An die Stelle der persönlichen Leistung tritt die ständig sich übersteigernde Fronarbeit für Ziele, die am Ende keiner mehr beherrscht, und das Zusammenleben kann eines Tages überwältigt werden von der Gewalt eines Gesamtprozesses, der es zerstört.

Damit wird der zweite Wesenszug vernichtet, der, eng verbunden mit dem personhaften Charakter der gesellschaftlichen Wirtschaft, diese als *soziale Gestalt* in sinnvoll gegliederten Gebilden existenzfähig macht. Wo immer Menschen aus persönlichem Wollen und Wirken heraus ihr wirtschaftliches Zusammenarbeiten formen, entwickelt sich über das individuelle Dasein hinaus eine Mannigfaltigkeit von Gestalten, die in sich als Haushalte und Unternehmungen, Betriebe und öffentliche Wirtschaftsgebilde Ganzheiten jeweils eigener Art darstellen. Eine jede solche gesellschaftliche Gestalt bildet einen eigenen Wirkungs-, Leistungs- und Werkzusammenhang als Vorbedingung ihres dauerhaften Bestandes heraus. Sie ist Ausdruck eines wertbestimmten Ethos in ihren Zielen und ihren Arbeitsweisen. Sie stellt endlich keine Wirklichkeit neben der eigentlich „menschlichen“ Existenz dar, sondern sie ist gerade als wirtschaftliche Form eine persönlich ungemein wesentliche, schicksalsvolle und bedeutsame Wirklichkeit. Sie formt das Zusammensein, Zusammenleben und Zusammenwirken der Individuen weit intensiver als traditioneller Humanismus, „kulturelle“ Romantik und sentimentaler Individualismus dies wahrhaben wollen.

Auch diese gesellschaftliche Gestalt kann sowohl überschätzt wie in ihrer lebendigen Funktion verkannt werden gegenüber der „materiellen“ Seite der Wirtschaft. Sie wird überbewertet, wenn etwa Erfordernisse der gesellschaftlichen Repräsentation einer Familie oder auch eines Staates dem Haushalt eine Rangordnung seiner Bedarfe und einen Standard aufzwingen, denen die jeweiligen finanziellen Möglichkeiten nicht genügen können. Sie wird überschätzt, wenn das Gemeinschaftsleben eines Betriebes oder einer anderen sozialen Einheit Aufwände erfordert, die die Rentabilität oder überhaupt die ökonomische Stabilität gefährden. Das gleiche kann gelten, wenn ein Staat seiner Volkswirtschaft, nur um ein an sich berechtigtes Ideal allgemeiner Wohlfahrt und harmonischen Zusammenlebens zu realisieren,

Pflichten auferlegt, die diese ohne Zerstörung ihrer Existenzgrundlagen nicht erfüllen kann.

In entgegengesetzter Weise wird der Einklang von sozialer Gestalt und wirtschaftlich-„materiellen“ Möglichkeiten und Gegebenheiten verfehlt, sobald man glaubt, auf ein persönliches Gestalten des Lebens gänzlich verzichten zu können und eine sinnvolle Ordnung lediglich als Ergebnis des „freien Spiels der Kräfte“ erwartet. Wenn man von einem automatischen Ausgleich von „Angebot und Nachfrage“ die Entscheidung über die wirtschaftlichen Entwicklungen und damit über das soziale Schicksal aller Betroffenen erwartet, stellt man praktisch den Wirtschaftswillen und die soziale Gestaltung unter die Diktatur „materieller“ Gegebenheiten. Eine „Kultivierung“ des Bedarfs ist dabei schwer möglich, denn die geschäftlichen Erfolgsmöglichkeiten sind bei der Produktion und dem Vertrieb von Schundliteratur und Kriegswaffen, Schnaps und Kinoreißern größer als bei kulturwertigen Erzeugnissen. Eine „innerweltliche Askese“ in dem Sinne, daß der Geschäftsmann gegen sein Erwerbsinteresse zugunsten der Erzeugung und des Vertriebs von hochwertigen Produkten auf ein gutes Geschäft verzichtet, kann man dabei um so weniger erwarten, je mehr die allgemeine Ansicht dahin geht, die „Wirtschaft“ sei ein Automat, in den man Arbeit, Kapital usw. oben hineinwirft, um unten den Gewinn herauszuziehen. Für die sogenannte Kultur bleiben daher Subventionen aus einem immer mehr veräußerlichten Prestigebedürfnis heraus die letzte Existenzchance im wirtschaftlichen „Kampf ums Dasein“, d. h. um den Gewinn. Andererseits wird auch der Verbraucher in der ohnedies nicht zu verkennenden Neigung, dem stärkeren und vitaleren Motiv auf Kosten des „sozial“ wertvolleren zu folgen, das vielleicht Opfer an Bequemlichkeit und Genuß voraussetzt, um so weniger geneigt sein, ein ethisch höheres Bedarfsniveau zu kultivieren, je „objektiver“ ihm der Apparat der Bedarfsdeckung gegenübersteht und je unpersönlicher das Angebot ist, das ihm Befriedigung jedes Lust und Genuß suchenden Begehrens verspricht. Die anscheinend rein sachlich gedachten Funktionszusammenhänge eines „materiell“ eigengesetzlichen Wirtschaftslebens bedeuten also, auch wenn mit dem „Grenznutzen“ gerechnet wird, nicht nur eine Ablösung von der sinnvollen persönlichen Gestaltung des sozialen Daseins, sondern unmittelbar dadurch auch eine Entwirklichung der ethischen Postulate und „kulturellen“ Wertansprüche.

Angesichts einer wie auch immer im einzelnen als eigengesetzlicher Wirkungszusammenhang gedachten Wirtschaft sieht sich die Nationalökonomie veranlaßt, nach „Gesetzen“ des Wirtschaftsverlaufs oder zumindest nach objektiven Tendenzen der „Konjunkturen“ zu forschen. Je mehr sie ihre Absichten in dieser Richtung verwirklicht, desto weiter entfernt sie sich von der soziologischen Denkweise, bis sie zeitweise

die Wirtschaft nach dem Modell geradezu naturhafter Prozesse auffaßt. Gewiß mag es eine zweckmäßige Hypothese sein, die materiellen Gegebenheiten und Verflechtungen des Wirtschaftens so, wie es schon Quesnay mit seinem Bild des Wirtschaftskreislaufs getan hat, als einen geschlossenen, rechenmäßig zu erfassenden Wirkungszusammenhang zu denken. Aber man darf doch niemals vergessen, daß eine solche Hypothese zur dogmatischen Utopie wird, wenn man das Funktionieren der Wirtschaft als einen ganz unpersönlichen Prozeß ansehen will. Denn das Wirtschaften bleibt immer durch und durch menschliches Handeln, untersteht persönlicher Verantwortung und hat nur insoweit eine sinnvolle Gestalt, als es sich von den ihm gesteckten „materiellen“ und „sittlichen“, „kulturellen“ und „sozialen“ Zielen her rechtfertigen läßt. Es hat geradezu als eine entscheidende Aufgabe des Wirtschaftens zu gelten, daß es die in allem menschlichen Dasein wirksame Macht der Trägheit und der Beharrung im mechanisierten Alltag zugunsten übergreifender „höherer“ Ziele immer wieder überwindet. Nur wenn ein anscheinend auf zwingende Weise „materiell“ verursachter und selbstverständlich funktionierender Prozeß gegen die Bequemlichkeit des objektiv-rationalen Denkens ständig wieder als verantwortliches Verhalten begriffen wird und wenn die Automatismen der Gewohnheiten und die Eigenmacht der sozialen Apparaturen gebrochen werden, kann auch die Wirtschaft ihre Aufgabe der Förderung eines „menschwürdigen“ Lebens erfüllen. Wenn es daher im wertmäßigen Sinn überhaupt so etwas wie einen „Fortschritt“ geben soll, dann ist dieser niemals das Ergebnis einer sich aus sich selbst heraus vollziehenden „Entwicklung“, sondern im Gegensatz zu allen scheinbar automatischen Prozessen das Produkt des unablässigen Eingreifens und Handelns der Personen unter den ethisch verbindlichen Zielen, die über allem Kulturleben stehen, das mehr sein soll als eine höfliche Konvention.

Es ist eine unabweisbare Aufgabe der Soziologie, die Theorie der Wirtschaft vor jenem verhängnisvollen Irrtum zu bewahren, sie könne ihren Gegenstand nach der Art einer mechanistischen Naturwissenschaft als einen in sich selbst beruhenden und aus sich selbst heraus funktionierenden Wirkungszusammenhang womöglich „kausal“ konstruieren. Ein solcher kann hypothetisch als geschlossene Einheit gedacht werden. Praktisch gesehen bleibt aber eine derartige Konstruktion gleichsam nur ein System beliebig vieler Tangenten, mit denen man rational eine Figur bildet, die sich dem Kreis des Lebens annähert, durch die man diesen aber nicht ersetzen kann. Glaubt man vollends mit einer einzigen gedanklichen Linie das Wesen der lebendigen Gestalt begriffen zu haben, so führt ein solches Denken, auch wenn es die Wirklichkeit an einem Punkt berührt, alsbald in eine leere Unendlichkeit hinaus. Wirtschaft im gesellschaftlichen Daseinsganzen ist Korrespon-

denz von Angebot und Nachfrage, ist Preisbildung und Kalkulation, technische Produktion und öffentliche Planung und vieles andere außerdem. Aber sie ist als immer konkret geprägte Gestalt weder durch eines dieser sachlichen Momente im Wesen zu verstehen, noch ist sie als Wirklichkeit des Zusammenlebens durch eine gedankliche Verbindung dieser verschiedenen Sachzusammenhänge zu erfassen. Vielmehr besteht ein unleugbarer Primat der sozialen Gestalt gegenüber allen besonderen und nur hypothetisch isoliert zu denkenden Sachgebilden und Funktionsgesetzmäßigkeiten. In welcher Weise, mit welchen Zielen und in welcher Richtung Angebot und Nachfrage sich begegnen und die Preise gebildet werden, unter welchen bestimmenden Normen kalkuliert wird, in welchen Formen Markt und Geldverkehr sich herausbilden, in welcher Absicht produziert und von wem und wie geplant wird, dies alles bestimmt sich aus dem Gestaltungszusammenhang des gesamtgesellschaftlichen Lebens heraus, innerhalb dessen alle diese wirtschaftlichen Formen als Leistung des persönlichen Willens verwirklicht werden müssen, wenn sie überhaupt zustandekommen sollen. Die Aufgabe der Soziologie gegenüber den von der Wirtschaftswissenschaft erkannten Gegebenheiten und den Erfahrungen in der Markt- und Finanzwirtschaft, in Produktion und Güterverkehr besteht darin, diese Sachzusammenhänge in ihrer ursprünglichen sinnvollen Verbundenheit aus dem Geist der ethisch und praktisch, gedanklich und empirisch besonderen Gestalten der Zusammenarbeit heraus zu begreifen.

Dies wiederum ist ein Anliegen von keineswegs nur akademischer Bedeutung. Blickt man in die sogenannt politischen Diskussionen des Alltags hinaus, so zeigt sich ein höchst verworrener Streit um die Frage, ob der Markt sich gänzlich frei entwickeln oder ob etwa in die Preisbestimmung eingegriffen werden soll, wer Wechselkurse festzustellen habe und in welcher Richtung die Produktion sich ausweiten darf. Gern werden mit viel Pathos und nicht immer unter Bekennen der wirklichen Absichten programmatische Erklärungen von den Kundgaben einzelner Parteien bis zu Erörterungen auf „höherer politischer Plattform“ abgegeben, während dann in der Praxis der Einflußreichere und Stärkere von Privatpersonen bis zu Weltmächten sich durchaus unabhängig von übergreifenden Wertgesichtspunkten und grundsätzlichen Manifesten durchsetzt. Was seit der Auflösung der ständischen Gestalt des Gesellschaftslebens und der Wirtschaft in den beiden vergangenen Jahrhunderten in wachsendem Maße durch den Pragmatismus und Politismus der wirtschaftlichen Entscheidungen verloren geht, ist jene ethisch verbindliche, die Berufarbeit des einzelnen und die Form des Ganzen gleichmäßig innerlich festigende Ordnung, die allein ein würdiges und lebenswertes Dasein garantieren

kann. Zwar taucht hin und wieder die Forderung nach einer „sozialen“ und „gerechten“ Lösung der mehr oder minder allgemein empfundenen Fragen auf, aber man braucht gegenwärtig nur an die tatsächliche Entwicklung des Lebensstandards der verschiedenen Schichten der Gesellschaft, an die Dringlichkeitsordnung der Aufgaben der Bauwirtschaft und an die Rangordnung der Zwecke in der Produktion zu denken, um zu sehen, wie das Fehlen einer verbindlichen und allgemein erkennbaren Gestaltungsabsicht im gemeinsamen Dasein alles am Ende der Willkür finanzieller Interessen, dem Schematismus bürokratischer Gleichmacherei oder dem Prestigekampf politischer Parteien anheimgibt, von Schlimmerem abgesehen. Die hohe rationale Vollkommenheit der Produktionstechnik und der Betriebswirtschaftstechnik, der Finanztechnik und der Verwaltungstechnik im einzelnen darf dabei nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Gesamtzusammenhang des gesellschaftlich-wirtschaftlichen Arbeitens ohne das Streben nach einer grundsätzlichen Wandlung der gesellschaftlichen Gesinnung und ohne die Kunst oder Technik, auch „sozial“ einer verbindlichen Ordnung wieder zur Wirklichkeit zu verhelfen, nicht vor dem völligen Zerfall oder vor einer neuen Herrschaft der Gewalt bewahrt werden kann.

Was im ganzen infolge der Fehlentwicklung der gesellschaftlichen Existenz in der modernen Zeit zugrundegegangen ist, ist die Gemeinsamkeit einer Welt im gesellschaftlichen Sinn als eines persönlich geformten und gegenständlich erscheinenden Gestaltzusammenhanges im Zusammenleben<sup>1</sup>. Die gesellschaftliche Welt ist Ausdruck eines überindividuellen Ganzen der Leistungen, sie ist geprägt von einem beherrschenden Ethos und sie verwirklicht den sozialen Charakter der menschlichen Existenz in jeweils individuellen und geschichtlich sich wandelnden Formen. Blickt man in unsere gegenwärtige Existenz hinein, so erfahren wir, daß wir hilflos umhergetrieben werden zwischen Fragmenten zerbrochener Welten, Inseln traditioneller Weltzusammenhänge und mehr oder minder utopischen Vorwegnahmen künftiger Weltgestaltungen. Was durchweg zu fehlen scheint und was durch die Theorien des „Existentialismus“ und anderer Produkte der individualistischen Verzweigung selbst als Aufgabe aus dem Blick gerückt wird, ist die Notwendigkeit eines allgemeinen Strebens nach einer gemeinsamen Weltordnung im gesellschaftlichen Sinn. Ohne dieses bleibt vollends ein „Weltbürgertum“ nichts anderes als eine weltpolitische Bohème. In dieser Situation wirkt einer sinn-

<sup>1</sup> Zu den im vorliegenden Text verwandten Begriffen der Person, der Gestalt und der Welt im soziologischen Sinn vgl. vom Verf.: „Person und Transzendenz“, in: „Philosophische Studien“, Berlin 1949; „Der soziologische Gestaltbegriff“, in: „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft“, Frankfurt a. M., 1950 und „Der soziologische Weltbegriff“, in: „Studium Generale“, Heidelberg 1950.

vollen Weltgestaltung der allen wirtschaftlichen Interessen eigentümliche Charakter des Strebens nach Mehrung des Eigenbesitzes und nach Wahrung des individuellen, kollektiven oder auch nationalen Nutzens mit wachsendem Erfolg entgegen. So muß man von einer Gegenläufigkeit des wirtschaftlichen Strebens gegen die Bemühungen um eine sinnvolle Ordnung des Gesellschaftslebens, von den einzelnen Schicksalen bis zu den Problemen der europäischen Gesamtheit hin sprechen. Wie die ökonomische Praxis und die gesellschaftlichen Aufgaben, so bleiben auch Wirtschaftstheorie und Soziologie in einer Spannung der Forschungsabsicht zueinander. So plausibel es ist, daß der individuelle Nutzen und das politische Machtstreben letzte und zuverlässigste Motive der wirtschaftlichen Arbeit tatsächlich sind, so problematisch, aber darum nicht minder notwendig wird das Bemühen, die Möglichkeiten eines sinnvollen überindividuellen Gestaltens und eine die gesamte technisch beherrschbare Existenz der Menschheit umfassende soziale Welt als Ganzes heranzubilden.

Die an den Phänomenen der sozialen Person und der gesellschaftlichen Gestalt dargelegten Möglichkeiten eines Verfehlens des rechten Einklangs von ökonomisch-„materieller“ Wirklichkeit und gesellschaftlicher Lebensform erscheinen angesichts der gesellschaftlichen Welt in ihrer schicksalsvollsten Form. Je mehr sich das Wirtschaftsleben mit seinen harten Zwängen und begrenzten dinglichen Voraussetzungen in einer illusionären Eigengesetzlichkeit den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen verschließen will, desto verzweifelter erscheint die Situation auch für die Gesellschaft. Dann versucht es das gesellschaftliche Denken, die ökonomischen Gegebenheiten außer acht zu lassen, die Gesetzmäßigkeiten der wirtschaftlichen Vernunft zu überspielen und die Wirtschaftstechnik zu überansprechen. Je weniger eine Welt geschaffen werden kann oder auch nur soll, desto anspruchsvoller und selbstgewisser springen die „Weltanschauungen“ als Ersatz ein. Erscheinen die nicht nur von „Laien“ gehegten Wunschträume dazu vollends als für konkrete Zwecke und Interessen nützlich, so können sie auch „politisch“ wirksam werden. Die Soziologie muß die ebenso notwendige wie undankbare und am Ende langweilige Aufgabe, derartige Ausgeburten des abseitigen gesellschaftlichen Denkens zu widerlegen, mit der Wirtschaftswissenschaft gemeinsam lösen.

Bedeutsamer, jedoch nicht immer prinzipiell anders sind die gesellschaftlich-ökonomischen Ideologien der politischen Mächte, von den Programmen der Parteien bis zu universalen und globalen Konzeptionen. Sie stellen der Soziologie zugleich mit der Wirtschaftswissenschaft vielseitige und zuweilen auch sachlich reizvolle Probleme, sei es, daß sie in ihrem Gesamtanspruch angesichts der Gegebenheiten und Möglichkeiten der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Existenz zu

prüfen sind, sei es auch nur, daß der in ihnen vielleicht enthaltene sachlich gültige Kern herausgearbeitet und auf den ihm entsprechenden Ausschnitt der Existenz bezogen werden muß. Darüber steht die Notwendigkeit, das unablässig vorwärts drängende und sich wandelnde Streben der aktuellen wirtschaftlichen und sozialen Mächte als Ganzes überschaubar zu machen und aus ihm heraus ein Leitbild zu entwickeln, das ihm den von ihm selbst gesuchten Weg in die Zukunft hinein erhellt. Die Soziologie muß dabei bestrebt sein, sich so weit als möglich von einem Führungsanspruch spezieller politischer Tendenzen und Potenzen freizuhalten, wie sie sich auch zu hüten hat, aus eigener Machtvollkommenheit politische Forderungen zu erheben. Wirtschaftssoziologie bedeutet weder die Legitimation von freihändlerischen oder planwirtschaftlichen Interessen und von klassenkämpferischen oder „wirtschaftsfriedlichen“ Formen des Ausgleichs der Gegensätze, noch ist sie dasselbe wie Wirtschafts- und Sozialpolitik. Vielleicht kann sie auf ihre Weise dazu beitragen, daß aus dem gegenwärtigen verworrenen Zustand des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens eine gemeinsame Welt für alle herausgestaltet wird.

Während es nun als sicher gelten darf, daß nur „weltanschauliche“ Ideologien aufgelöst oder auf ein ihnen zukommendes Maß der Geltung zurückgeführt werden, sobald man versucht, sie zu verwirklichen, ist es andererseits recht schwer, den Menschen daran zu hindern, daß er seine gestaltenden Fähigkeiten an die scheinbar objektive Sachlogik einer Entwicklung der Produktionstechnik preisgibt, zumal eine besondere, von dem Geist der mechanischen Naturwissenschaft des vorigen Jahrhunderts bestimmte Richtung der Sozial- und Wirtschaftswissenschaft sich bemüht, eine theoretische Rechtfertigung für eine solche Selbstvernichtung des Menschen als Person zu bieten. Es gibt hierbei keinen grundsätzlichen Unterschied zwischen einer „Technokratie“ unter humanitären-rationalen Zielen und einer „materialistischen“ Denkweise im Dienst erwerbsmäßiger oder machtpolitischer Interessen.

An diesem Punkt der Erwägung erscheint die moderne Produktionstechnik als das schicksalsvollste und entscheidende Problem für Wirtschaftswissenschaft und Soziologie. Beide Wissenschaften stehen hier vor einem Tatbestand, der die Wirtschaft wie das Gesellschaftsleben im allgemeinen in gleichem Maße zu überwältigen droht. Man darf „die Technik“ ebensowenig dafür verantwortlich machen wollen wie die Gasanstalt, wenn auf dem Herd die Milch überkocht. Andererseits freilich ist die Tatsache, daß ganz offenkundig die „materiellen“ Möglichkeiten und Leistungen der Produktionstechnik allenthalben den Rahmen wirtschaftlich sinnvoller und kulturwertiger Verwendungsformen sprengen nicht durch sentimentale Lamentationen, tief-sinnige philosophische Anklagen oder überhaupt auf irgendeine Weise



von dem Einzelmenschen her aus der Welt zu schaffen. Die Klangwelt wie die anschauliche Außenwelt, die vor einem Jahrhundert etwa noch als erlebnismäßig geschlossenes Ganzes vor Augen standen, sind in unabsehbare Möglichkeiten hinein aufgerissen worden. Zugleich damit sind die verhältnismäßig geschlossenen Kreise des Gemeinschaftslebens, innerhalb deren die gesellschaftliche Existenz noch bis an die Grenze der von uns erlebten Zeit hin sich als eine gegliederte und gestufte Gesamtheit behaupten konnte, zerstört. Dagegen ist durch Presse und Rundfunk jedermann mit allem in Berührung und Wechselwirkung gebracht worden, was überhaupt wichtig, wenn auch nicht immer wertvoll sein kann. Die Entwicklung des Verkehrswesens würde, gäbe es nicht im einzelnen Grenzen, sie nutzbar zu machen, alles für alle erreichbar erscheinen lassen. Das „Zeitalter der Kohle“ hat für die technische Produktion die materiellen Schranken früherer Epochen beseitigt. Daß nicht längst schon ein völlig aufgelöstes Durcheinander hemmungslos wirksamer Energien entstanden ist, wird im wesentlichen in gesellschaftlich-ökonomischer Hinsicht drei Tatsachen verdankt. Die Verfügbarkeit von Rohstoffen und Produktionsapparaten ist in Europa und Amerika gebunden an individuelles oder gruppenweises und nur in selteneren Fällen staatliches Eigentum. Die Produktionstechnik steht vorwiegend im Dienst des „privaten“ Erwerbs, so daß die Notwendigkeit einer Rentabilität der Betriebe ihre Leistungen in Grenzen hält und zu lenken zwingt. Der Selbstbehauptungswille der Nationen hält gewisse Industriezweige in seinem eigenen Machtbereich und zuweilen auch bei anderen in Schranken. Es kann nicht übersehen werden, daß dies, ökonomisch-gesellschaftlich gesehen, negative Restriktionen sind, während entsprechende positive Gestaltungstendenzen kaum sichtbar werden. Es fehlen gesamtgesellschaftliche Ziele, von denen her der Produktionstechnik eine Wertordnung ihrer Zwecke verbindlich auferlegt werden könnte und von denen eine Rangordnung ihrer Aufgaben und eine Regelung ihrer alles in allem meist planlosen Entwicklung abzuleiten möglich wäre. Darin erscheint ein für das künftige Schicksal unseres überkommenen Daseins vielleicht entscheidendes Versagen der gesellschaftsgestaltenden Kulturkräfte, des Ethos und des Verantwortungsbewußtseins, der Selbsterkenntnis und des Wirklichkeitssinnes. Hier liegt die Chance für entschlossene Machthaber, die die drei traditionellen Bindungen des überkommenen Eigentumsbegriffs, des Zwanges zur betrieblichen Rentabilität und der nationalen Eigenverantwortung aufzuheben sich entschließen würden. Es wäre ihnen ein Leichtes, die Wirtschaft und die Gesellschaft überhaupt von einem beliebig verfügbaren, von allem persönlichen Gestaltungswillen emanzipierten Produktionsprozeß abhängig zu machen, angesichts dessen das Streben nach einer sinnvollen gesellschaftlichen

Lebenswelt zur hilflosen Illusion werden müßte. Gegenüber der Möglichkeit einer solchen Entwicklung könnten die bisherigen Denkweisen der Soziologie und der Wirtschaftswissenschaft schnell genug ebenso veraltet erscheinen wie heute die romantischen Wirtschafts- und Gesellschaftstheorien. Ob eine solche Aussicht die Wirtschaftssoziologie entmutigen muß oder ob Wirtschaftswissenschaft und Soziologie mit desto entschlossenerer Energie daran gehen, gemeinsam an der Klärung der ökonomisch-gesellschaftlichen Wirklichkeit zu arbeiten und sich um eine im Sinne der überkommenen Kultur für wertvoll gehaltenen künftigen gemeinsamen Weltgestalt zu bemühen, bleibt zuletzt der verantwortlichen Entscheidung eines jeden Forschers überlassen.